

Uebersicht. Die Verkehrsbahnen des Donaureiches. — Die Rechtsseite der Pech. (Erläut.). — Leben in Venedig. Die Zedentabus. — Ausbeuten aus dem Leben deutscher Dichter (Kettigeb.).

Die Verkehrsbahnen des Donaureiches.

Von Bernhard Gotta.

Die Verkehrsbahnen jedes Landes sind im Allgemeinen stets die Folgen des vorhandenen Verkehrs-Bedürfnisses, modificirt durch die von der Natur dargebotenen bequemen Wege. Nur ganz ausnahmsweise werden sie im Widerspruch damit einer Laine oder einem Versehen der Umstände ihren Ursprung verdanken. Aber nicht überall und nicht zu allen Zeiten genügen die vorhandenen Bahnen dem wirklichen Verkehrsbedürfnis, und noch weniger den noch ungenutzten schlummernden Verkehrsquellen. Es ist vielmehr ganz natürlich, daß sie in der Regel diesen Ansprüchen nicht voraus-eilen, sondern nachhinken. Nur ausnahmsweise sind sie es gewesen, die den Verkehr schafften, in der Regel schaffte er sie. Dennoch läßt sich behaupten, daß eine reichthümlich vorhandene Staatsverwaltung auch in dieser Beziehung mehr noch die Zukunft als die Vergangenheit im Auge haben muß, und geistreiche Staatsmänner haben in der That zuweilen verstanden, den Verkehr in neue Bahnen zu lenken, oder durch sie neuen Verkehr ins Leben zu rufen, und ganz unzweifelhaft ist es, daß manche Verkehrsquellen nur deshalb unfruchtbar liegen, weil ihnen die entsprechenden Abfuhrwege fehlen. Die mehrstellige Beleuchtung des Gegenstandes kann deshalb dem Staatsverwalter nur förderlich sein.

Wir unterscheiden hier Verkehrsquellen und Verkehrszentren oder Confluenzorte. Unter ersteren verstehen wir die örtlich vertheilten Productionen des Landes oder der Nachbarländer; die bloß durchgehenden Handelsstraßen, wie etwa auf den Landungen von Suez und Panama, gehören zu den seltenen Ausnahmen. Unter Verkehrszentren oder Confluenzorten dagegen verstehen wir die großen Handels- und Hauptstädte. Durchschnittpunkt und naturgemäß laufen die Bewegungen concentrirt von den Quellen zu den Centren und verbinden excentrisch die letztern unter einander.

Diese Anfangs- und Endpunkte des Verkehrs sind in jedem seit Jahrhunderten von Culturvölkern besessenen Lande in der Hauptsache als gegeben zu betrachten, namentlich gilt das für die Gegend, in welcher wir theilweise richtig für die Quellen. Anders ist es freilich in Ländern, deren Bevölkerung eigentlich erst im Werden begriffen ist, wie zum Beispiel im Innern Amerikas. In diesen letztern kam häufig zuerst die großen Verkehrs-bahnen an, und an ihnen entzündete sich dann, fruchtlos gleichsam die Städte. Zumein bedarf man aber auch dort der bestimmten Ziel- und Endpunkte.

Im alten Europa werden sich stets die Landwege nach der Lage vorhandener Städte richten, wenn auch in ungleichem Grade, je nach der Bedeutung und Wichtigkeit der Bahnen, wie der Orte. Eine gewöhnliche Oerterstraße schlingt sich von Stadt zu Stadt, eine Eisenbahn überspringt rücksichtslos die kleineren, sie baut nöthigenfalls ihre Stationen mitten ins freie Feld, und zielt möglichst geradlinig, nur das Terrain berücksichtigend, von Hauptort zu Hauptort.

Die örtlichen Productionen der Länder sind theils vom Boden direct abhängig, wie Kohlen, Metalle, Salz, Holz, Feldfrüchte; theils von denselben wenigstens scheinbar unabhängig, wie die von der Natur und Beschäftigungsweise der Bevölkerung herrührende, die aber selbst wieder in gewissem Grade vom Boden abhängig ist, wie ich das in meinem Werk über Deutschlands Boden nachgewiesen zu haben glaube.

In den nachfolgenden Betrachtungen werde ich überall an das bereits Gegebene anknüpfen, dabei aber beschäftigen ich zu untersuchen, welche wesentlichen Räden dasselbe noch enthält und wie sie am zweckmäßigsten anzufüllen sein dürften, namentlich in Beziehung auf die direct vom Boden abhängigen Verkehrsquellen. Die scheinbar oder wirklich davon unabhängigen liegen im Wesentlichen außerhalb des Reiches der Aufgabe, die ich mir stellen kann. Als bedenkliche Quellen des Verkehrs aber berücksichtige ich nicht nur die bereits aufgeschlossenen und reichlich fließenden, sondern auch die noch unfruchtbar schlummernden, sobald ihre Lebenskraft mit Wahrscheinlichkeit zu erkennen ist. Ich werde mich dabei nicht streng auf das Donauegebiet beschränken, sondern auch die Nachbarländer, namentlich die österreichischen mit in das Gebiet der Betrachtungen hineinziehen, die nothwendig sind in gewissem Grade ideale angesehen werden müssen, insofern dabei lediglich nur die Rücksichten des Verkehrs beachtet werden können, während jede Staatsverwaltung stets auch zahlreichen anderen Umständen Rechnung zu tragen hat. Daß die

beabsichtigten Untersuchungen von vornherein nicht auf Vollständigkeit Anspruch machen können, ist ebenso sehr durch mangelhafte persönliche Localkenntnis als durch den nächsten Zweck derselben bedingt; sie sollen den Gegenstand anregen, nicht erschöpfen. Am unzureichendsten stellt sich die persönliche Localkenntnis nothwendig für die spezielle Anlage der Verkehrsbahnen heraus, da sich diese nicht füglich ohne besondere Bereisung für den gegebenen Zweck erwerben läßt. Gewöhnliche Karten reichen dazu nicht aus, etwas mehr, doch auch nicht genügend, helfen schon gute geologische Karten, da sich aus dem innern Bau erst auf die Bahndarstellungen, auf die Bandbreiten und Banfsystemat schließen läßt. Weit leichter ist es überhaupt, allgemein zu bestimmen, welche Verkehrsquellen des Bodens verzwergsweise unter einander und mit Hauptstraßen zu verbinden sind, als speciell die Art der Verbindung zu bezeichnen. Nichts ist, A. einleuchtender, als daß man streben muß, von der Natur dargebotene Brennmaterialien und brennstoffreiche Gesteinsarten unter sich und mit Hauptbahnen zu verbinden. Die Ausführung lohnt doppelt, nicht nur durch vermehrten Absatz der ersten und billiger Darstellung der letzteren, sondern auch weil durch diese ersten Resultate auch andere Industriezweige und allgemeiner Verkehr gewandt und belebt werden.

So deutlich ausgesprochene Fälle liegen indessen in Wirklichkeit nur selten vor.

Erhalten Sie also, daß ich von diesen allgemeinen Bemerkungen mich ihrer Anwendung auf besondere Fälle zuwende.

Betrachten wir zunächst das Netz der Hauptverkehrsbahnen, wie es gegenwärtig seiner Vollendung entgegen geht. Unser Gebiet, das ideale Donaureich, in seiner ganzen Länge durchschneidet die Donau von Ilm aus als schiffbare Wasserader, die nur hier und da noch der Regulierung bedarf. Von ihr laufen als bis in unglaubliche Entfernungen schiffbare Zweige, die auch noch mancher Nachhilfe bedürfen, in der Walachei: der Sereth, die Jalemitza, die Arksch und die Aluta; in Serbien und Ungarn die Dr. Morava, die Save, die Theiß, die Trau, die Gran, die Raab, Keitsch und Waag; im deutschen Gebiet die March, die Enns, die Traun, der Inn, die Isar, der Regen, die Elbe, die Altmühl und der Rhen. Räumlich sind diese natürlichen Wasserwege vervollständigt durch den Donau-Mainkanal zwischen der Altmühl und Bamberg, durch den Main-Elbe-Kanal zwischen der Elbe und Hamburg, welche die Donau mit der Theiß verbinden und die Gewässer der Beza schiffbar machen. Da aber der Verkehr auf der Donau Stromauf ist beschränkt ist, und da ein lebhaft entwickelter Handel neben der langsamen Wasserfahrt einer schnellen Verbindung der Endpunkte bedarf, so ist die Vollendung einer Eisenbahn längs des ganzen Donaulaufes von Ilm bis Galatz dringend geboten. Ob dieselbe von Szeged aus über Orsova dem Donaufluß zu folgen habe, oder besser an der Maros hinauf, über Karlsburg und Hermannstadt in die Ebenen der Walachei eintreffe, wird nach localen Umständen zu erweisen sein.

Diese beiden noch nicht vollendeten Hauptstrecken sind für den innern Verkehr des Donaureiches sind bereits mehrfach quer von Eisenbahnen durchschnitten, von Stuttgart nach Friedrichshafen, von Leipzig über Ansbach nach dem Bodensee, und von Hamburg über Dresden, Prag und Wien nach Triest. Als Hauptquerbahnen dürften diese drei zur Zeit genügen. Die Pferdebahn von Wien aus zum Oberrhein ist untergeordneten Ranges. Der flüssigen und eisenen Hauptstreckenbahn parallel finden wir füglich die nördlich bis Linz zu verlängerte Eisenbahn von Triest nach Mailand, nördlich die baldigst über Lemberg bis Gienowitz zu vollendende Bahn von Leipzig und den Prag nach Krasna, welcher noch eine directe Verbindung zwischen Mährisch-Odrau und Krasna mangelt.

Diese Linien stellen das Hauptverkehrsnetz in seinen wichtigsten Umrissen dar, welches später noch durch eine gute Verbindung zwischen Gienowitz, Jassy und Bukarest zu vervollständigen sein dürfte. Das sind also drei Hauptstrecken und drei je nach durchschneidende.

Unterirden wir nun, welche feineren Verzweigungen und Nebenbahnen außer den bereits bestehenden für das Verkehrsleben des Donaureiches besonders wünschenswert und ausführbar erscheinen, ohne jedoch dabei auf Vollständigkeit Anspruch zu machen. Ich theile von den oberen Regionen zu den unteren herab.

Am nördlichen Fuß der Alpen in Vorarlberg, dem bairischen Hochlande, in Salzburg und in Oberösterreich birgt der Boden außer den längst benutzten Steinschmelzen mächtige Ablagerungen von guten Kohlen, einer oder mehrerer noch nicht genau bestimmten neuen Formationen zugehörig, und bedeutende Eisenstein-Ablagerungen; diese untereinander und mit

der Hauptlängsbahn durch passende Verkehrswege nach Befinden Wasserwege oder Eisenbahnen zu verbinden, ist ebenfalls von Wichtigkeit. Specieelleres vermag der Verfasser in diesem Falle nicht zu bezeichnen.

Das aberwärtige Beden bedarf außer der fertigen Seitenbahn nach Lymann und Syczek, zweier guter Flügel, an der Naab hinauf nach Graz und nach Deuburg, und an der Oean hinauf nach Renshof. Grz- und waldreiche Schützungsgegenden werden dadurch in bessere Verbindung mit der Donau gebracht.

Im großen ungarischen Hauptboden ist neben fortgesetzter Regulierung des Theilflusses zunächst eine Eisenbahnhinverbindung im Thale der Donau von Gisel bis Marburg wünschenswerth, und sicher auf dem breiten alluvialen Thalboden nicht sehr schwierig ausführbar. Sie wird die Kohlenlager des Warasbinder Gebirges für die Donau aufschließen, und verlängert man sie südlich über Terschenthal bis Szegedin, sowie westlich durch das Längenthal der Donau über den niederen und breiten Paß von Jänichin bis Bogen, so stellt sie dann eine vierte Hauptparallelbahn dar, welche nicht nur vielfach neuen Verkehr ins Leben zu rufen vermag, sondern auch von ganz besonderer militärischer Bedeutung sein wird, da sie Mailand auf dem kürzesten Wege mit Wien und Ungarn verbindet. Bogen, welches dann noch mit der Bahn zwischen Venedig und Mailand in directen Zusammenhang zu bringen sein würde, ist gubem durch seine Lage in prachtvoller Gegend an der Vereinigung zweier der bequemen Alpenpässe ganz geschaffen, ein Hauptverkehrsknoten zwischen Deutschland und Italien immer mehr zu werden. Auch die Eruben von Gisel und die südheiserischen Eisenwerke würden dieser Bahn neuen Aufschwung veranlassen können.

Es ist nicht zu bezagen, daß diese neu zu schaffende Hauptlängsbahn den vorhandenen westlichen Eintrag thun werde, da sie neue Regionen aufschließt, durch deren lebendige Theilnahme der allgemeine Verkehr nur gehießer werden kann. (Schluß folgt.)

Die Nachtfeste der Poesie.

(Schluß.)

S. R. Göt in neuester Zeit nahmen sich wieder zwei bekannte Dichter das Leben. Der junge Graf Hans v. Veltheim, bekannt durch seine „dramatischen Versuche“, erschoß sich v. Sternberg (N. der Novellen- dichter, führte sich ins Wasser. Veltheim nicht auch der Mann hieß. Der nachdem er sich im Gebiete der Poesie und Geschichte einen bedeutenden Namen erworben, mit seiner Tochter, der er einst seine Gedichte, Sagen und Märchen gewidmet, in der Tiefe des Sternberger Sees seinen Tod fand? Armer Mailath!

Auch Dichterrinnen sehen wir in Schwermuth verfallen und mit Selbstmord enden.

Caroline Schüderode, die unter dem Namen „Titan“ Gedichte, Phantasien und poetische Fragmente herausgab, ließ sich im Jahre 1806 einen Dolch in die Brust. Die bekannte Dichterin Louise Brachmann machte voll lebensschafflicher Verdummung im Jahre 1822 in den Wollen der Saale ihren Leben ein Ende. Charlotte Stieglitz, die Dichterin und Gattin jenes Dichters, der gesagt: „Mir die Todten sind gesund“, endete, nachdem sie früher vergebens Versuche gemacht hatte, sich im Bade zu ertränken, im Jahre 1843 ihr Leben mit einem Dolchstoß. Fräulein v. Laßberg, die Goethes Poesien mit ungemeiner Lust in sich aufnahm und dem Dichter selbst so nahe stand, wurde eines Morgens todt aus der Alm gezogen. Sie hatte „Werther's Leiden“ in der Tasche. Jene „arme Maria“, die den Dichter Jean Paul so geliebt, wurde durch die überschwengliche Sentimentalität der Poesien dieses Dichters so betäubt und bezaubert, daß sie dem häuslichen Kreis verließ und sich in die Gluthen des Rheines stürzte. Elise v. Stägeman, die „Phantasien“ schrieb, war, wie sie selbst erzählt, oft in der höchst traurigen Lage, zwischen Wahnsinn und Tod zu wählen. Wie wahr ist es, wenn sie sagt: „In dem beschränkten Kreise häuslicher Thätigkeit fühlt sich bei Frauen die trübselige Phantasie von ihren Ideen träumen; die Ausbildung des Dichtertalentes in uns würde unsere schwache Marianne völlig zerstören.“ Schon eine alte Sage läßt die Dichterin Sappho in den Fluthen den Tod finden. Im Jahre 1838 wurde die englische Romanen-Dichterin Letitia London eines Morgens todt in ihrem Zimmer gefunden. Sie hatte eine Pilsche mit Blausäure in der Hand.

Filler, der ein ausgezeichneter Arzt war und zugleich Dichter, bemerkt in der Vorrede zu seinem im Jahre 1735 herausgegebenen Gedichten, daß viele Dichter seiner Zeit, die sich ausschließlich mit der Poesie beschäftigten, von einem „Sinnenfieber“, das mit Delirien endete, ergriffen wurden. Auch Christian Schmid führt in seinem im

Jahre 1785 erschienenen „Mekrolog deutscher Dichter“ wieder viele Beispiele davor an und sagt: „Gäthe ist meinen Plan soweit ausdehnen wollen, auch auf alle jene unglücklichen Dichter Rücksicht zu nehmen, deren natürliche Anlage durch traurige Schicksale ihres Lebens und durch ihre eigene Schuld entweder eine falsche Richtung bekommen hat oder zu Grunde ging, so hätte mein Werk einen zu großen Umfang bekommen.“ Jean Paul, der das tolle Treiben vieler seiner poetischen Kollegen seiner Zeit sah, sagte: „Die Melancholie, die Tollkühnheit, ist unserer Muse Prima Donna. Wie leben in einem poetischen Tollkühnheitsrausch, und die Vernunft ehrt die Keckheit als Begeisterte, wie das Morgenland die Vernunft als Heilige.“ Und als sich viele dieser wunderlichen Genialitäten zu Werke drängten, beklagte er sich über diese „auffallend verrückten Menschen, die entweder selbst verzweifeln oder Andere zur Verzweiflung brachten.“

Hast in allen Sprachen wird die poetische Exaltation, die Begeisterung „dichtersicher Wahnsinn“ genannt. Fr. Stollberg sagt: „Die Begeisterung entrückt uns aus uns selbst.“ Novalis sagte, es komme ihm vor, als habe der poetische Sinn eine enge Verwandtschaft mit dem Wahnsinn. Schiller sagt in einem Briefe: „Bei allen schöpferischen Namen findet sich ein augenblicklicher, vorübergehender Wahnsinn statt, dessen längere oder kürzere Dauer den bedeutenden Künstler von dem Trümmern unterscheidet.“ Wieland rief, als er den „Oseron“ dichtete, begeistert aus: „Wie lieblich in mir der helbe Wahnsinn spielt!“ „Der göttliche Wahnsinn Hölderlins“, sagt Renschel in seiner Literaturgeschichte, „ist in seiner Art das Höchste, was die Poesie kennt.“ Aber wie bald trat dieser Wahnsinn bei Hölderlin langsam gerissend auf.

Der Dichter lebt von der Phantasie. Ihre Gestalten umschweben seine Seele. Solange er im Stande ist, diese Gestalten zu bemerken, ist er wie

„Salomo der weise König,
Dem die Geister unterthanig“.

Und wir freuen uns dann seiner Geisteskraft und seiner Lieber. Allein es gibt Fälle, wo der Dichter diese Gestalten nicht mehr zu beherrschen vermag. Hier gleicht er dann jenem Zaubermeister, der, wie eine alte Sage erzählt, weil die Geister heraus zu beschwören verstand, aber nicht mehr im Stande war, sie zurück zu bannen, und der dann am Ende selbst eine Beute dieser Geister wurde.

Wie schließt diesen Aufsatz mit den Worten Garrier's, des trefflichen Kunstkenners. Er sagt in seinem Buche „Das Wesen der Poesie“, Leipzig 1854, S. 39: „Wer vorzugsweise nur in der inneren Bilderwelt lebt, wird blind für die äußere Wirklichkeit, spinnst sich in seine Phantasmen ein und hält sie für das einzig Wahre. Je lebhafter die Phantasiegehaltnisse vor dem Auge des Geistes stehen, desto mehr entrücken sie den Menschen aus der unmittelbaren Gegenwart und ziehen ihn in ihr Reich, daß er alles Anderen vergißt und träumend sich in sie verliert. Und wenn sie nun so lebhaft erscheinen, daß der Dichter an ihre Objectivität glaubt, wenn er ihren Zug nicht mehr beherrschen kann, sondern das Bewußtsein von ihm fortgerissen wird, so verliert er sich selbst in ihnen, und statt der ihrer selbst mächtigen Vernunft lagert sich die Nacht des Wahnsinns über die Seele, welche dann der Dichter ist, wo die Vorstellungen in halbsinnem Taumel hin- und herwogen; daher die Nothwendigkeit ständiger Selbstbeherrschung, klarer Verstandesbildung im Studium der Natur der Geschichte, und eine zur Ordnung leitende Seele des Lebens — für den Dichter.“

Leben in London.

Die Todtenclasse.

Wie kann man den Unterschied zwischen London und Paris oder Wien oder irgend einer anderen großen Stadt des Continents besser wahrnehmen als im Winter. Auf dem Continente ist die Hauptstadt der Mittelpunkt des gesammten Lebens der Nation; London dagegen ist bloß ein allgemeiner Versammlungsort, auf dem man sich trifft und begegnet und einen Theil der Zeit zubringt, wo aber Niemand zu Hause ist, als derjenige, der eben da bleiben muß. Deswegen ist in London die seine Welt im Winter abwesend, und die „Saison“ beginnt erst im Frühling; während z. B. in Paris die italienische Oper im Winter Vorstellungen gibt, ist dies in London im Sommer der Fall. Es herrscht in England ein großer Geschwind für das ländliche Leben, und wenn man England kennen lernen will, so darf man es nicht in London suchen, wo es nur Geschäfte gibt sondern auf dem Lande, wo John Bull zu Hause ist. Selbst die geringen Geschäftskreise, welche sich nicht von London entfernen können, weil ihre Beschäftigung sie an die Hauptstadt knüpft, wohnen nicht in London, wenn sie auch ihre Bureau und Verkaufsläden in London haben, sondern sie

wohnen viele Meilen weit von diesem wilden, gefährlichen Strand, in dem man nur Weiskästen nachgehen, oder seinen ruhigen Lebensgenuss finden kann, und kommen jeden Morgen auf der Eisenbahn oder mit dem Omnibus nach London. Es bietet ein sonderbares Schauspiel dar, um zehn Uhr Morgens die unglücklichen Omnibusse, deren Augensteine eben so voll ist wie das Innere des Wagens, einen nach dem anderen mit den Weiskästleuten, welche den ganzen Tag hindurch in der City beschäftigt sind, aber am ängstlichen Ende von London viele Meilen weit von ihrem Weiskästleortale wohnen, ankommen zu sehen. Des Abends um fünf Uhr beginnt wieder dieselbe Wanderung der Omnibusse von der City weg nach den außerordentlich entlegenen, ländlichen Vorstädten.

Diese eigenthümliche Art des Londoner Lebens, die es mit sich bringt, daß die wohlhabenden Londoner die Stadt fliehen und sie klos als einen Geschäftsort und ein allgemeines Rendezvous betrachten, ist die Ursache, daß namentlich in der schlechten Jahreszeit des Abends, wenn das Geschäftsleben aufgehört hat, ein trüber Schleier über diese Niesenstadt ausgebreitet liegt. Gewisse traurige Originalitäten in den Gefährlichkeiten des Londoner Lebens treten in einem frühen Zeitpunkt greller hervor, und eine diese Eigenthümlichkeiten, die ich kürzlich in einer nebligen Nacht zufällig bemerkt habe, machte auf mich einen hohen Eindruck.

Ich sah auf dem Fenster eines Bierhauses eine Affiche mit der Aufschrift: „Alles flieht ins Gras; in der Mitte unseres Lebens befinden wir uns im Tode.“ Noch einige andere trübte Sätze dieser Art standen auf diesem Zettel, der als Illustration die Abbildung eines Totenkopfes und eines aus Knochen gebildeten Kreuzes trug. Ich war überaus tief, dergleichen Sätze und solche traurige Bilder an dem Eingange des einzigen Ortes zu finden, an welchem der Arme sich gestehen kann, und aus Mangelde that ich in den Laden, forderte ein Glas Sherry und während ich nach der billigen Gasse vor dem Comptoir setzen blieb und mein Glas stehen leerte, fragte ich den Wirth nach der Bedeutung dieses Zettels. Mein Bierhaus ist ein Toden-Club, war die ruhige Antwort des Wirthes. Sie werden einsehen, daß diese Antwort nicht noch neugieriger machte. Einige Arbeiter, die neben mir standen und aus ihrem Glas Gin, das sich auf dem Comptoir befand, von Zeit zu Zeit tranken, beisteten sich, mir die nöthige Aufklärung zu geben, und diese Aufklärung hatte etwas Unheimliches für mich, besonders durch die späteren Mittheilungen, die mir von andern Seiten über denselben Gegenstand zu Theil wurden.

Clubs dieser Art sind, daß sie immer die trübste, düsterste Geist im englischen Volke fortlebt, und daß es noch immer hier unglückliche Männer gibt, welche gleichsam die Stillen und Frommen im Lande sind, und wenn nicht für Königin und Vaterland, so doch für Gott Alles zu thun im Stande wären. Der Arme in England hat nur einen Wunsch, der ihn im höchsten Grade unglücklich machen würde, wenn er wüßte, daß er nicht erfüllt werden sollte, und dieser Wunsch ist: ein anständiges Begräbniß nach seinem Tode zu haben.

Viele Personen beschäftigen sich ihr ganzes Leben hindurch damit, sich ein Begräbniß zu sichern. In dem Bierhaus, in das sich der Arme begibt, wenn er etwas überflüssiges Geld hat, um geistliche Getränke zu genießen, eben deren häufigen Genuß Niemand das heilige Klima ertragen könnte, hat er einen Club angelegt, der eine Sammelkassette hat, in die er wöchentlich einen winzigen Beitrag zahlt, damit nach seinem Tode seine Begräbnißkosten bestritten werden können. In England ist Alles theurer als anderswärts, und es ist ebenso theurer zu sterben als zu leben. Man lese nur täglich unter den Ankündigungen der Times die Liste der hier bestehenden Begräbniß-Gesellschaften, um von den hohen Summen einen Begriff zu haben, welche es in England kostet, in die Erde zu kommen, um von den Wärtern verzehrt zu werden. Der reiche Erbe braucht nur eine bestimmte Summe an eine solche Gesellschaft zu zahlen, damit dieselbe alle nöthigen Formalitäten erfülle und alle Ausgaben mache, von den Kirchenfeiern anfangen, bis zum Grabsteine, und je nach der Größe der Summe mehr oder weniger Raum bei den Beerdigungsfeierlichkeiten anwenden mehr oder weniger schwarze Wagen für die Leidenden in Gebete stelle, Trauermusik veranstalte, Trauerherolde dem Zuge vorangehen lasse, denselben mit mehr oder weniger traurigen Gesichten umgeben u. s. w. Der arme Mann kann einen solchen Luxus nicht für sich sehen, ohne ihn noch mehr zu beneiden, als den Luxus der Tafel und die Wohnung der Reichen. Man muß den biblischen und religiösen Geist Alt-Englands, den Geist Geroewels und der strengen Sabbathfeier, der in England heimisch ist, kennen, um zu begreifen, daß der Affectionationssturm auch in dieser Späre sich geltend macht. Das ärmliche Begräbniß kostet vier Pfund, und dies ist eine erschreckliche Summe für einen armen Mann in England sowohl im Leben, als noch mehr im Tode, und dies hat Veranlassung zu den Todenclubs gegeben, deren Mitglieder oft als Bettler leben, aber nicht gleich Bettlern begraben

werden wollen. Soweit liegt nichts Unheimliches in den Todenclubs, wenn es auch sonderbar erscheinen muß, daß diese Clubs gerade in Wirthshäusern gehalten werden, und dieselben dieses memento mori an ihrer Eingangstüre tragen; allein nun kommt eine Specialität in der Einrichtung der Todenclubs, welche einen schrecklichen Verdacht zuläßt.

Wenn die Todenclubs aus dem Associationsehr der Engländer hervorgehen, so fordert ihr Sinn für das Affectionationswesen, das alle ihre Einrichtungen beherrscht, eine eigenthümliche Form in der Organisation dieser Clubs. Es ist nämlich eine sonderbare Art von Toden-Porterie mit dem Club verbunden, welche am meisten zum Beirthei zeit und einer schauerlichen Speculation Platz gibt. Dem Reglement der Clubs gemäß kann Niemand unter vierzehn und über sechzig Jahre Mitglied der Clubs werden, sowie auch Niemand, dessen Gesundheitszustand einen baldigen Tod ankündigt würde. Allein es ist jedem Mitgliede gestattet, gleichsam ein Ehrenmitglied des Clubs zu ernennen, dessen Alter und Gesundheitszustand der Kontrolle des Clubs entgeht. Beim Tode dieses Mitgliedes, für dessen Annahme Constitutionen stattfinden, erhält das Mitglied, das es bezeichnet hat, die Versicherungsbüchse, und wenn das Mitglied, das es bezeichnet hat, vor ihm stirbt, so wird diese Prämie dem Bezeichneten ausgezahlt. Diese Prämie variiert zwischen drei und zehn Pfund. Es steht jedem Mitgliede frei, irgend eine Person zu bezeichnen und für sie die Affectionations-Prämie zu bezahlen, und wenn der Bezeichnete stirbt, wird ihm die Prämie ausgezahlt. Gewöhnlich finden denn die Mitglieder solche Personen zur Bezeichnung aus, von denen sie glauben, daß dieselben bald sterben werden; allein diese traurige Verurtheilung ist oft falsch, und es ereignet sich denn, daß ein Mitglied die Gebühr verliert, nachdem es mehrere Jahre für einen Bezeichneten bezahlt hat und dieser nicht sterben will, und gerade wenn er aufhört, die wöchentliche Einzahlung zu leisten, entschließt sich der Bezeichnete zu sterben, so daß die Prämie nicht ausgezahlt wird. Oft ereignet es sich auch, daß ein kranker Mann, der sich von einem Mitgliede bezeichnete, länger lebt als dieses Mitglied, und eine Prämie ausgezahlt erhält, ohne irgend einen Beitrag geleistet zu haben.

Genau liegt ein numerischer Geist schon diesen Speculationen zu Grunde, welche beweisen, wie die Engländer mit Allem und Jedem eine Speculation treiben. Allein, wenn eine solche Speculation auf den Tod eines Menschen an und für sich schon unheimlich ist, so ist es noch unheimlicher, zu denken, daß viele Vererber der ihrer Gewandtheit nach religiöse Heu der Todenclubs nicht ausrechnen, um ihre Geldgier zu befriedigen. Vielleicht ist auch die Ursache, wenn ein Mitglied eines solchen Clubs ist, aus Hunger und Verzweiflung zu Verbrechen getrieben worden, weil sie in dem Club das einzige Mittel sieht, sich Geld zu verschaffen. Es ist mindestens auffallend, um wie viel die Sterblichkeit unter Mitgliedern des Clubs größer ist, als die gewöhnlichen statistischen Ergebnisse zulassen, und oft sagt man im Munde von Personen, daß sie nicht lange leben werden, weil sie dem Todenclub bezeichnet worden seien.

Als die Herausgeber des Morning Chronicle im Jahre 1849 die berühmte Untersuchung der Zustände der Arbeit und der Armut in England von den Brüdern Mayhew anstellen ließen, blühten dieselben auch in den Abgrund, welchen die Todenclubs öffnen, und machten bei dieser Gelegenheit schauderhafte Enthüllungen. Diese Mittheilungen wurden seitdem durch den Proceß der Mary May, eines armen Weibes, bestätigt, das Mitglied eines Todenclubs gewesen war und demselben seine vierzehn Kinder und seinen Vater bezeugt hatte. Alle diese bezeichneten Personen starben rasch eine nach der anderen, und das elende Weib ernährte sich während dieser Zeit von den Prämien dieser Toden-Porterie. Es ist auffallend, daß die Jüthig erst beim Tode ihres Vaters, der fünfzig Jahre alt war, bezeichneten Person, auf diese Todesfälle aufmerksam gemacht wurde. Der Leichnam wurde ausgegraben und man fand Asien in seinen Eingeweiden. Als Mary May zum Galgen geführt wurde, sagte sie, daß der Scharfrichter ein ganzes Jahr hindurch zu thun hätte, wenn sie alles das sagen wollte, was sie wisse. Mäge man diesen ihren Worten mehr oder weniger Gewicht beilegen, gewiß ist es, daß viele Leute diesem Club bloß beitreten, nicht um ihre eigenen Begräbnißkosten gesichert zu haben, sondern vielmehr, um das Recht zu haben, dem Club eine Person zu bezeichnen, für die sie Einzahlungen zu machen sich verpflichteten, um nach ihrem Tode die Prämie ausbezahlt zu erhalten. Man sieht also aus dem Vorhergegangenen, daß, wenn in England noch der Partisanismus besteht, er von dem Speculationsgeiste vergiftet worden ist, und daß sich in diesem Lande Religion und Unstiftlichkeit berühren. Nebenbei ist es auch wahr, daß nirgends die Armut und das Elend größer ist als in England, dem Lande, in dem es zugleich die größten Schätze gibt, und daß die Armut mehr entsetzlich wirkt als irgend ein anderes Motiv.

Anekdoten aus dem Leben dänischer Dichter.

Ein Gespräch mit Chamisso.

Die ersten Gesprächs-Allgemeinheiten, Entschuldigungen und Fragen waren bald verüber; Chamisso hielt sich, soviel ich wollte, ungenügend auf, und wir waren in einem ersten Literatursgespräch. Julius Rosen war die erste Veranlassung dazu. Chamisso hatte meine Recension des „Khadaver“ gelesen, und da er damals aus dem Gedächtnis nur die Probe, die im „Mufen“ Almonach fand, kannte, fragte er mich um den Werth des Chanzon und ob mein Lob desselben wirklich begründet sei; ich mußte es bejahen.

„Hm“, sagte er in seiner eigenthümlichen, gedrängten, die Worte mehr anstößenden Sprachweise, „Ja, der Rosen ist ein Dichter, aber ich steil ihm nicht in die Reihe der Größten! Ich kann auch nicht glauben, daß sein Khadaver stark gelesen wird; aber es geschieht ihm immer Noth“, fuhr er bald darauf fort, „warum geht er auch an ein Thema, das uns fremd ist? — Es ist nicht gut, nicht gut!“ sagte er mit einem Unwillen hinzu. — Ich schwieg, denn ich merkte ihm an, daß er noch etwas sagen werde, und wirklich fuhr er bald darauf wie neu ermuntert fort: „Die Dichter sind alle viel zu stolz, ein Dichter muß nicht stolz sein und das aufgreifen, was die Zeit ihm gibt und was die Welt haben will. Der Khadaver, ja, was ist der Khadaver, was geht mich der Khadaver an!“

Ich ärgerte mich, daß es Dichter gebe, die, um den Frieden mit der Gegenwart, oder überhaupt mit dem realen Leben nicht zu beeinträchtigen, sich in Thematika werfen, die ihrem Talent eine Aufgabe stellen, an deren Lösung sie selber Gnuß finden. — Chamisso ging darauf nicht ein: „Ein Dichter muß sich nichts suchen“, sagte er, „er muß Gnuß danken, wenn er all das Gefundene so aussprechen kann, wie er es fühlt! Thema, Thema, Thema“, fuhr er fort, „ist allenthalben, und es wäre gut, wenn Alle nur das schreiben, was sie müssen!“

Die Wahrheit dieses Satzes ganz fühlend, sagte ich hinzu: „Man hat den Dichtern immer den Vorwurf gemacht, daß sie kavalieren sind; am Ende muß es so sein, denn was nicht andern Dichtern abnötigt, das ist immer nicht von der lebenden Frische, die uns das Herz erfreut!“

„Nun“, fiel Chamisso mir ins Wort, „man muß nicht immer von der Zeit sprechen, auch individuelle Zustände sind voll Kraft und Leben, und“, sagte er wieder nach einer Pause nachdrücklich hinzu, „der Stoff muß immer den Dichter bewältigen, dann sieh zu, wie du fertig wirst! und wenn's Weis gegeben, der wird schon fertig!“

Wir waren in diesem Gespräch, als an das Thementheil der Unterredung, woselbst die jüngeren zwei seiner Kinder spielend anweseten. Das jüngste, ein blondgelocktes Kind, lief uns entgegen; Chamisso nahm ihn und legte dem Kinde die Hand aufs Haupt: „Die Welt hat große Wunderdinge, ist so groß im Kleinen und thut sich so wunderbar auf. Ein Regen regnet in Allerlei's Orten!“

Ich verstand ganz, was er mit den Worten sagen wollte und dachte bei mir, aber sagte nichts laut erklärend; es lebt Jeder ein großes Leben, man muß es nur verstehen. Wir traten indeß in das Gartenhaus und Chamisso nützte mich zu einer Cigarette; während er ein Schwefelholzchen anzündete, sagte er wie vorfahrend: „Wenn man bedenkt, wie viel Geist man in solch einem Hölzchen anflachten läßt, muß man über die Größe dieser Welt erschrecken.“

Soviel ich aus der Gesprächsweise Chamisso's überhaupt entnehmen konnte, sprach er wenig Worte; aber alle von tiefem Sinn und alle waren volle Eingebung des Moments, ganz gefüllt und den Menschen ganz durchdringend. Sein Gefühl überwältigte ihn oft und er konnte mit der Sprache nicht recht den Springen desselben folgen. In solchen Augenblicken pflegte er oft die Hand zu ballen, die Augenbrauen zusammen zu ziehen und kesselförmig wie einen gebenden Schmerzenslaut von sich zu geben; dann aber hatte er sich auch ganz gesammelt und seine Gedanken kamen wieder in einem scharf bezeichnenden, genauen, neuen Relebiß zu Tage. Schon bei einem früheren Besuche hatte ich ein Gleiches von ihm gesehen. Wir sprachen damals von Umland und seinem Einfluß auf die Balladenmacher. Nachdem er nun etwas Allgemeineres gesagt hatte, trat wieder das Ueberwältigende des Gefühls in Chamisso ein; eine ganze Weile sah und hörte ich erannt der wunderbaren, außerordentlichen Größe zu, bis er endlich in das herrliche Gleichniß ausbrach: „Es kommt mir so vor, als ob der Umland (so nannte er ihn) zwischen zwei Spiegeln stünde. Ein Spiegel ist ein Umland, und dann noch weiter einer ein Umland, und dann wieder einer und wieder einer und so immer weiter. Ah, das sind lauter Umlands; aber schade, sie werden immer ein bißchen blässer, bis sie sich ganz verwischen.“

Doch ich will nicht. Wir traten bald wieder in den Garten hinaus und das Gespräch nahm eine neue Wendung mit dem Gedanken an die

Gaben des Lebens. Bei mir war der Eindruck des damals erschienenen Romans „Aur ein Geiger“ sehr frisch, und ich konnte nicht umhin, den feinen, zarten Geist, die Poesie der kleinen stillen Zustände, die Feinheit in den Zügen der Anderen'schen Mufe zu rühmen. Chamisso kannte das Buch noch nicht, aber er gerieth in Begeisterung für den trefflichen Dichter. „Ja, ja, das ist Poesie!“ rief er an. „Der Andersen ist ein Dichter, der hat Kraft des Herzens und gutes, frommes Herz! Er hat eine Feinheit, die er liebt, und einen Gott, der ihnen Allen fehlt. (Er meinte die jetzige Jugend und), wie ich später erfuhr, die französischen Dichter. Der Heen (so nannte er seine), der hat den besten Gott todtegeschlagen, nun hängt die ganze Welt an einem solchen Bandfaden und Jeder will sie schützen aus Euthanasie. — Ich werde gefragt, was ich zu meinen Bandelanten sage; es sind Talente, große Talente, wie ich frantzeisch niemals befehen, aber es fehlt ihnen ein Gott. Sie haben die Natur studirt und sind in allen Mängeln groß, groß, der Victor Hugo, ja, es ist ein Dichter, aber wenn die Welt so wäre, wie er sie schildert, so würde kein Stein auf dem andern.“

Ich meinte hienauf, es sei eigen, daß in der Natur etwas Culturzerstörendes laie, daher allen Dichtern, als den Söhnen der Natur, so etwas von Zerstörung anhängte. Ich erklärte ihm, wie mir am Meere, wenn es recht häßlich war, immer gewesen, als sparte dieses Losen aller Vernunft, auch dabei mich das Gefühl der Wildheit oft auf Oebigen beschlichen, wo ich die grandiose, übermächtige Natur vor mir sah.

Chamisso freute sich aber diese Meinung und meinte: „Ja, so ist es, man möchte einmal aus so etwas Großes, Unendlich's machen, aber man kann nicht, und der Schmerz, so nichts gegen die große Natur zu sein, der, der —“ Er brach hier ab und machte wieder jene Grimasse des ihn überwältigenden Gefühls. — Nach einer Pause sagte er: „Aur der Goeth's (so nannte er Goethe), der Goeth konnte was draus machen. Das war ein, ein M —“ Ich sah, daß Chamisso das Wort nicht fand. Er biß die Zähne übereinander, schüttelte den Kopf, während er wieder die Hand geballt hatte. Ich glaubte ihm nachhelfen zu müssen. „Das war ein Gott“, sagte ich. — „Hm“, sagte Chamisso wie bejahend, „aber nur in der Jugend, nachher wurde er doch wieder ein Mensch und sogar ein schwacher Mensch.“

Ich glaubte hier etwas entgegen zu müssen. „Für Goethe“, meinte ich, „war in seinem Alter Alles, was überhaupt gesprochen wurde, mögliche Geschwätz, den man hätte er was anhören sollen? Am wenigsten doch bei ihm! Denen, die ihn verstanden, und dennoch lag es in seiner Natur, gefällig zu leben, Verbindungen zu halten. Was Wunder, wenn er sich zu all Denen hielt, die ihm Angenehmes und Schmeichelndes sagten? Schon Schiller sagte, er wisse nicht, was er mit Goethe sprechen möge, er (Goethe) hätte Alles schon durchgemacht, was ihm (Schiller) noch neu und wichtig wäre.“

Chamisso gab mir recht, konnte aber doch nicht umhin, Goeth's Schwäche zu rügen. „Ja“, sagte er, „der Goeth hat sich überlebt, aber“, sagte er hinzu, „als er sah, daß es etwas sagen wollte, ist ihm nicht der Meinung, daß man ihn hätte todtschlagen müssen, als er sich lebt Goeth gemacht!“

Ich mußte über den Einfall lachen, und Chamisso gab dem Gespräch eine andere Wendung, als er auf die Aufführung des „Rauß“ kam, die damals vor kurzer Zeit stattgefunden hatte. Er selbst war nicht im Theater, so mußte ich ihm mein Urtheil darüber sagen. Als ich ihm Fräulein Charlotte von Hagen als „Orchen“ lobte, sagte er: „Ja, dann haben wir viel, sehr viel, ihre Rolle ist die schwerste!“ Ich fragte ihm, wie sehr unpassend das Bild selbst zugehörten worden ist und wie wenig es immer für die Bühne passen will. „Hm“, sagte er, „ich hätte es anders gemacht. Kann man den Goeth nicht geben, wie er ist, so muß man ihn ganz aufheben. Ich hätte nur ein kurzes Vorfpiel aus dem Verhältnis Rauß's zu Meßpöphiles gemacht, und dann mit Orchen selbst begonnen. Wenn man halb Scenen wegschneidet, so sieht das immer wie ein zur Hälfte geschnittener Bant aus. Die Tragödie würde dann freilich „Orchen“ heißen, aber besser ein gutes Orchen als ein verdorbener Rauß.“

Wir hatten uns in einer Bank niedergelassen. Chamisso sah vor sich hingestarrt und dachte, und ich merkte ihm an, daß er an etwas Vergangenes dachte. Nach einer Weile begann er: „Ich kenne unser Theater fast gar nicht, aber wenn ich an meine Zeit zurückdenke, da waren richtige Kräfte, geistreiche, durchdrungene Schauspieler, die ihr Studium mit Lust und Liebe trieben. Da war die Verbmann, ja, ein geniales Weib!“ Chamisso nannte hier eine ganze Reihe von Künstlerinnen, deren Wirken er als wahrhafte Kunstschätze betrachtete. Besonders sprach er von einer Auführung des „Wallenstein“, in der Pfand und Piel spielten, und erwähnte noch hier lebend des Darstellers des Mar, dessen Namen mir entfallen und der, wie Chamisso mir sagte, „zu frisch für die Kunst“ gehören. (Schluß folgt.)